

Was ist Literatur? Versuche einer Topologie.

Prämisse

1 Die freundliche Anfrage, einen Essay zur «Dringlichkeit der Literatur» zu verfassen, erreicht mich in einem Moment, in dem ich von dieser Dringlichkeit nicht sehr überzeugt bin – jedenfalls nicht in dem Sinne, dass sie einen gesellschaftlichen Einschluss findet, der mehr als nebensächlich ist. Auch weiß ich nicht, von welchem Standort aus ich auf die Literatur blicken soll: von ihrer Verwertungslogik her, ihrer Selbstaufgabe, ihrer Erschöpftheit? Oder, wie es das einzig Richtige wäre, von ihrem produktiven Nein, ihrer kompromisslosen Infragestellung, ihrem Freiheitsbewusstsein?

2 Allein der thematische Anlass, eine Sache in ihrer Dringlichkeit vorzuführen, zieht schon jene Selbstverständlichkeit von ihr ab, durch die sie keine Erklärung mehr bräuchte. Aber immer, sobald es um Literatur oder Kunst geht, herrscht, formal gefordert oder stillschweigend erwartet, eine Verpflichtung zur Legitimation vor, ein Rechtfertigungsdruck, so als handelte es sich um ein entbehrliches Segment im System, um ein Feld unter Feldern, das als erstes unbestellt bleiben kann, wenn die finanziellen Ressourcen einmal knapp werden und für anderes, das naturgemäß immer wichtiger ist, fehlen sollten.

3 Dürften wir das gleichermaßen von Disziplinen, die nicht primär damit beschäftigt sind, die menschliche Existenz in ihrem elementaren Bedürfnis nach Nahrung, Kleidung und Wohnraum zu sichern, ebenso fordern? Etwa vom Fußball oder der Film-, Mode- und Unterhaltungsindustrie, wo Millionen beträge zur Finanzierung der Stars eine völlig normale, allen bekannte und von allen anerkannte Transfergröße sind?

4 Eine Hochzeitsfeier im Hochadel, auf großer Bühne inszeniert, verbraucht ein Vermögen, mit dem Tausende Kinder, die in Afrika des Hungers sterben, ernährt werden könnten. Irgendwo las ich, dass sich ein Fernsehstar eine Handtasche mit Diamanten verziert für 80 Tausend Dollar gekauft hat. Das ist, vor dem Hintergrund der Armut der Welt, pervers und abscheulich. Dennoch sind

deren Protagonisten nicht in die Lage versetzt, darüber Auskunft geben oder irgendetwas rechtfertigen zu müssen.

5 Mehr noch, ein nicht geringer Teil der Bevölkerung erwartet genau das, was in der Summe unerträglich ist: die Absurdität von Verteilungsverhältnissen, die für keine Leistung mehr stehen und für keinen auch nur annähernd adäquaten Sinn. Vielleicht verknüpft er diese kapitale Paradoxie mit dem Zufall des Glücks, das ihn selbst einmal heimsuchen und unerwartet reich machen könnte. Vielleicht aber ist diese blinde Anerkennung eines sichtbaren Unrechts auch schon zur Gewohnheit und damit unansprechbar geworden. Ebenso unansprechbar, wie die notorische Unter- bis Gar-nicht-Bezahlung für geistige und künstlerische Arbeit, die einer gesellschaftlichen Geringschätzung gleichkommt – ungeachtet dessen, dass sie der Gesellschaft einen enormen geistigen Mehrwert zuführt, durch den sie sich substantiell regenerieren und neu ausrichten kann.

Was ist Literatur?

6 Die Literatur ist sich also ihrer selbst nicht gewiss, deshalb muss sie genauer angeschaut und beobachtet werden, und dieser Blick kommt schon von der Annahme her, dass sie keine Rolle mehr spielt. Was aber ist Literatur? Wie bildet sie sich unter welchen Umständen heraus und wer entscheidet mit welcher Gewissheit darüber? Müssen wir uns darüber nicht erst noch verständigen, dass wir, wenn wir von Literatur reden wollen, auch von Literatur reden wollen? Denn es gibt allenthalben viele Produkte, Erzeugnisse, Waren, die, unter Verwendung literarischer Mittel und nach einem der unendlich vielen Ratgeber gebastelt, die den Text, die Textur, wie eine Maschine behandeln, die man an oder aus, laut oder leise oder wie es gerade beliebt, stellen kann, durchaus unterhaltend sind, zeitverkürzend, amüsan, denen aber dennoch etwas Entscheidendes fehlt: ein zweiter, verborgener Text, ein Überschuss an Bedeutung, eine Ahnung von einem Ganzen. Oder wie Hölderlin in Mnemosyne es sagt: «Lang ist/ Die Zeit, es ereignet sich aber/ Das Wahre.»

7 Das freilich heißt auch, ein literarischer Text kann sich selbst nicht erzwingen (wollen). Er entsteht. Natürlich entsteht er nicht ohne den Willen und das Vermögen dessen, der ihn verfasst – aber er speist sich neben dem, eine Absicht zu verfolgen, ein Schema, einen Plan, aus Strömen der Sprache, die sich selbst generieren und einer Logik der Signifikanten folgen, die auch das Unbewusste in die Rede und damit ins Register des Symbolischen trägt. Poesie ist Wissen vom Unbewussten, heißt es bei Roman Jakobson.

8 Literatur entsteht in und aus Ungewissheit. Wo sie schon ein fertiges Bild von sich selber besitzt, hat sie keine Aufgabe mehr, die ihr eine Herausforderung wäre. Sie wiederholt dann nur, was alle Welt und ihr Verfasser schon wissen.

Diese Wiederholung kleidet sich ein mit anderen Namen, Orten oder Handlungsverläufen, sie tauscht ein fertiges Produkt gegen ein fertiges Produkt, aber neu ist sie nicht, anders ist sie nicht, zu sagen hat sie nichts. Ihr Effekt ist die absolute Erkennbarkeit des schon Erkannten, jeder findet sich in seinem Vorurteil wieder, alle stimmen dem zu: Die Erde ist rund, und der Regen fällt von oben nach unten.

9 Literatur entsteht, wo sie Räume erobert, die es vorher nicht gab, Gedanken denkt, die noch keiner gedacht hat, Verknüpfungen findet, die auf eine neue Ordnung verweisen und auf eine Welt, die man nicht kennt. Sie ist ein Abenteuer, ein Kontinent voller Rätsel, eine Bewegung des Suchens nach einem Ding, von dem man nur weiß, dass es fehlt. Sie begehrt immer das Andere, das gerade nicht auf der Achse des Erreichbaren liegt, das ist ihre Utopie, ihre eigene Unmöglichkeit. Allein diese Unmöglichkeit aber ist ihr Ermöglichungsgrund.

10 Literatur stellt nichts dar und bildet nichts ab, sondern erschafft. Sie ist eine Ahnung von einer Ahnung von etwas. Sie ist eine Spur, die sich vom Bekannten ins Unbekannte, vom Sichtbaren ins Unsichtbare und vom Sagbaren ins Schweigen zieht. In ihr wird das Konkrete allgemein und das Singuläre universell. Was selbstverständlich war, fällt auseinander, was zerfallen ist, fügt sich zusammen. Literatur ist keine Lebenshilfe, keine Therapie, keine Lehranalyse und kein Geschichtsbuch – sie ist ein grandioses Ereignis der Sprache (und eben darin alles zusammen).

11 Literatur kann keine Rücksichten nehmen, sie kalkuliert nicht, sie trifft keine Verabredungen und hält keine Verabredung ein (außer die ihrer eigenen ästhetischen Verhältnisse), und sie kann nicht geschrieben (im Sinne von hergestellt) werden – sie entsteht und ist als Entstandenes nicht wieder wegzudenken. Ihr Entstehungsgrund ist die Differenz zwischen dem, was sie bezweckt, und jenem, was sie bewirkt. Zweck und Wirkung, Intention und Rezeption, sind niemals identisch. Der Zweck spricht vom Subjekt, die Wirkung vom Anderen her. Auch Erzählen und Erzähltes, Sprechen und Sprechendes, Handeln und Handelndes sind nicht ein und dasselbe, sondern stets dichotom.

12 Das Erzählen hat einen Ton, einen Stil, einen Geschmack, und das Erzählte eine Geschichte. Stil und Geschichte können sich ebenso gut zueinander wie gegeneinander bewegen, sie können sich ergänzen oder zerstören. Nie aber ergänzen oder zerstören sie sich ganz, und dieser Rest, diese abwesend anwesende Stelle im Text, ist auch der Ort seiner Wahrheit.

13 Literarische Wahrheit und Tatsachenwahrheit sind kein Paar. Sie kommen und gehen auf verschiedenen Wegen. Manchmal aber kreuzen sie sich. Das geschieht, wenn historischer Anlass und poetischer Ausdruck ineinander fallen, Produktion und Rezeption auf gleicher Höhe zu den Ereignissen sind. Dann

gleichen sie einer Uhr, die stehengeblieben ist und zweimal täglich die richtige Zeit anzeigt. (Nur weiß es dann keiner.)

14 Das sich im Text ereignende Wahre ist ein Effekt, wie er in und aus Sprache entsteht, und dann erst gebunden an Objekte und Stoffe innerhalb einer semantischen Ordnung. Es ist die besondere Architektur eines Satzes, die darüber entscheidet, ob er über Wahrheit verfügt, nicht, dass er von einer Tatsache redet. Eine Tatsache ist überprüfbar und unterliegt einem erkennbaren System, sie kann gesehen und verstanden werden und ist eine, wörtlich: Tat-/Sache im Sinne ihrer Physik. Wahrheit aber ist eine Produktion, sie gibt es nicht, sondern sie bildet sich heraus. Auch verfügt sie über keine bleibende Gültigkeit, die, einmal gefunden, unabänderlich wird, in Stein gemeißelt wie ein Gesetz; sie ist fließend, wie das Begehren, der Blick oder Wasser.

15 Das Wahre ist immer religiös oder poetisch (oder beides), und es besetzt keinen Ort; es ist die Schrift im Zustand ihrer anerkannten Abwesenheit. Wäre es präsent, greifbar, sagbar, würde es augenblicklich dissoziieren, sich auflösen, verschwinden, denn das absolute Da-Sein zerstört jedes Begehren, das immer ein Begehren nach dem Fehlenden ist. Das Wahre aber ist eben der Rest, der von jedem Ding abfällt, hinter es tritt und verschwindet im selben Moment, in dem man es zu fassen meint; es ist erfahrbar nur in Verweisung.

16 Deshalb kann es keinen Literaturtext geben, der nicht interpretiert werden muss, weil sein Sinn, seine intentionale Substanz, nicht im Ausgesagten, sondern im Aussagenden liegt. Die Inhalte sind nie (oder höchst selten) ihre eigene Botschaft, sondern sie korrespondieren mit einer Absicht, die psychisch begründet und begleitet wird. Die Stimmung der Figur, die Tonlage des Erzählers, die Dichte der Zeit und der Rhythmus der Sätze entscheiden darüber, ob ein Text uns erreicht (im Sinne von ergreift), oder ob er nur das Diktat übernimmt, ergreifen zu wollen; dann sind auch die Anmaßungen nicht fern, die zur anderen Seite des Schreibens gehören, ihre Lust zu unterwerfen und zu verführen, ohne dass der Verführte noch verführt werden will.

17 An dieser Stelle, wo aus der Freiheit zum Text (zum Text, der das Wahre begehrt) ein Ehrgeiz erwächst, sich die Freiheit eines anderen durch Techniken der Überredung anzueignen (zu stehlen), sind wir auf dem Feld der schulischen Inanspruchnahme, die ein Geschäft daraus macht, den Leuten einzureden, sie könnten das Schreiben erlernen. Natürlich kann man lernen zu schreiben, das heißt die Schrift zu gebrauchen und sie so zu gebrauchen, dass man sich durch sie mit einem Appell an einen anderen wendet. Das müssen wir sogar lernen, um ein soziales Leben in der Gemeinschaft führen und sinnvoll kommunizieren zu können. Aber wie tiefgreifend und komplex dies geschieht, das entscheidet nicht mehr allein eine Kenntnis sprachlicher Gesetze und rhetorischer Stil-

elemente oder wie effektiv die Figuren der Rede miteinander verknüpft werden können, sondern es entscheidet die Intensität und Originalität, mit der ein sprechendes Subjekt sich zur Sprache verhält.

18 Schrift und Körper, Körper und Schrift verfügen über ein psychophysisches Programm, das korrelativ ist. Das hat mit Sprache als Kunstform noch gar nichts zu tun, sondern allein damit, dass es eine wechselseitige Durchdringung von Sprache und Subjekt, Soma und Signifikanten gibt, deren Architektur das Subjekt strukturiert und seiner Herausbildung stets vorgängig ist. Jedes soziale Wesen hat es mit Einschreibungen zu tun, die es assimilieren und ins eigene Begehren aufnehmen muss, oder es wird psychotisch (es verweigert sich der symbolischen Kastration). Aber diese Inskriptionen sind noch kein unabdingbares Schicksal, kein Fatum, das nicht auch – wenigstens partiell – zurückgedrängt oder neu überschrieben werden könnte. Sartre nennt es die transzendierte Transzendenz, das heißt das Vermögen, aus dem, der man wurde, etwas zu machen, um zu werden, der man ist.

19 In gewisser Weise ist das eine Synthese aus Psychoanalyse und moralischem Imperativ, Freud mit Kant gelesen. Aber auf diesem aktiven Feld, auf dem Sprechen eine Handlung wird und eine Wirkungsspur sichert, ist funktional alles schon aufgerufen, was zur Phänomenologie des literarischen/poetischen Textes gehört. Das Literarische am Text, seine Besonderheit und Polyvalenz, hat die Grenzen sprachlicher Regeln also nicht verworfen, sondern erweitert – es hat sie geöffnet, um sich dem Unsagbaren zugänglich zu machen, dem Anderen, das außerhalb der Sprache liegt und außerhalb ihrer entsteht. Wo der Text diese Grenzen verliert, wird er ideolektisch.

20 Literatur entsteht aus einem Mangel heraus, aus der Erfahrung, die das Subjekt mit dem Mangel macht. Es ist ein Fehlschluss, sich den Schriftsteller vorzustellen als jemanden, der aus einem Überschuss an Sprache schöpft, aus einer Fülle, einem permanenten Zuviel. Wäre es so, müsste er, nein, könnte er nicht schreiben, denn er hätte kein Gefäß, das gefüllt werden kann. Das vorhandene Ding hält immer einen Platz besetzt, dem andernfalls die Schrift gehört. Es muss ein Loch geben, einen Riss, einen Schmerz. Es muss etwas fehlen.

21 Dieses Fehlende ist das komplementäre Objekt, dem die literarische/poetische Rede gehört. Wir können es mit Lacan Objekt klein a nennen – jenes Ding, das da ist, ohne je in Erscheinung zu treten, denn es bricht aus dem Feld des Symbolischen fortwährend aus und bindet es an das Reale. Seine permanente Unerreichbarkeit ist der Grund, es zu begehren. Wäre es fassbar, erreichbar, beschreibbar, wäre das Begehren erloschen.

22 Der Weg des Begehrens auf das Fehlende hin erzeugt einen Überschuss, einen Mehrwert, einen Stoff. Das ist der Text, oder genauer: Es ist der Text im

Text, seine nie endende, nie abschließbare Produktion, seine zweite, tiefere, unbewusste Schicht. Dieser Text deckt das Fehlende, das er substituieren will, nicht ab, er hebt den Mangel nicht auf, sondern bringt einen neuen Mangel hervor.

23 Ein Text, der über kein Unbewusstsein verfügt, das übersetzt und gelesen werden kann, immer wieder anders und immer wieder neu, ist kein Text, der zur Literatur führt, sondern ein Vorurteil. Er weiß über sich Bescheid – das ist sein Tod. Es sind tote Texte, die kein Geheimnis behalten, weil in ihnen nichts eingeschrieben ist, das geheimnisvoll wäre. Alles bedeutet, was es bedeutet, wie bei einer Gebrauchsanweisung für den Rasierapparat. Man schwartet es weg, weil nichts im Fernsehen läuft, und bleibt, ohne jemals überrascht zu werden, in derselben Leere zurück, die das tote Buch aufgetan hat (als wenn ein Abgrund sich öffnete). Hier beginnt auch die Körperverletzung. Kranke Texte werden zur Krankheit des Körpers. Es müsste Instanzen der Bestrafung dafür geben, die ein Sprachverbrechen ebenso ahndet wie einen Raubüberfall oder Totschlag.

24 Sich mit Literaturtexten zu beschäftigen, heißt immer Interpretation. Das interpretierende Lesen ist Teil eines Schöpfungsaktes und setzt das noch unfertige, unabgeschlossene, fragmentierte Bild des Textes, dessen Ereignis die erzählende Auslassung (die Aposiopese) ist, zu einem fertigen (fertig imaginierten) zusammen. Was im Anderen nicht aufgerufen und reflektiert werden kann, ist nicht existent, denn ein Text kann sich selbst keine Bestätigung geben und der Verfasser eines Textes keine Gewissheit, dass sich seine Intention auch erfüllt. Gleichviel, dass es ein absolutes Verstehen nicht gibt, sondern immer nur ein sich (an-)nähendes, und die Verkennung des Textes ebenso zu seiner Lesbarkeit gehört wie die Komplementierung, liegt es doch allein auf dem Feld des Anderen, ihm eine Bedeutung zu geben.

25 Autor und Leser, geschriebener und interpretierter Text gehen eine Beziehung ein, die nicht gelöst werden kann. Zieht sich der Leser zurück, verliert der Text seinen Sinn. Zwar kann er immer noch geschrieben werden und für einen kurzen Moment seines Selbst-Seins für singuläre Bestätigung sorgen, aber er kreist in einem System der leeren Verweise, das ihm keine substantielle Rückbindung sichert, und das macht ihn stumm.

26 Wenn die Produktion vor der Allmacht des Rezipienten, der ebenso taub wie der Text stumm sein kann, dennoch nicht abreißt, dann nicht, weil sie über eine interne Ökonomie des Kontinuierlichen verfügt und autonom ist, sondern weil sie ihre Erwartung an den Anderen, von seinem Begehren begehrt, von seinen Augen gelesen und von seinem Verstand verstanden zu werden, zeitlich und räumlich verschieben kann – so lange jedenfalls, wie es die begründete Annahme gibt, dass alles das irgendwann noch geschieht. Dieser Aufschub kann den

Anderen verdrängen und auf Abstand halten, er ist das einzige Mittel gegen die Angst, ungelesen, und das heißt immer auch: ungehört, ungesehen und unbeachtet zu bleiben.

27 Die Materialisierung des Textes zum Buch – solange es sie in dieser uns bekannten Weise noch gibt – sorgt für diesen Aufschub, der vielleicht illusionär, aber unabdingbar für eine Fortsetzung des Schreibaktes ist. Fällt sie weg und wird mit digitalen Formaten ersetzt, denen es immer an Zeit für eine Verfestigung und Ausdehnung von Substanz fehlt, kann es auch keinen Aufschub im Lesen und Interpretieren mehr geben, keine Differenz von Produktion und Rezeption. Alles fällt dann auf den Punkt einer augenblicklichen Verständlichkeit, die nur erfassen kann, was schon erfasst worden ist, und das wäre das Ende der Literatur. Nicht der Literatur, die sich ein neues Paradigma besorgt, sondern jener, für die alles, was bis hierher geschrieben wurde, von Gültigkeit war.

Paradigmenwechsel

28 Literatur ist kein fester, stehender Begriff, den man wie eine Universalie behandeln und auf jede Zeit legen könnte, sondern eine Übereinkunft, die eine lesende Gesellschaft von Generation zu Generation immer neu trifft. Ändert sich die technische, politische und kulturelle Matrix, in die sie gestellt ist, dann richtet sie sich neu aus und annulliert alte Werte, was immer dabei auch herauskommen mag.

29 Was es mit der Literatur unter den enorm veränderten Bedingungen des Schreibens, Lesens und Verstehens, des Marktes und seiner Distributionen sowie eines langsamen Verschwindens der Schrift heute noch auf sich hat, kann ich nicht überblicken. Es sind Vermutungen, Befürchtungen, vorausgeschauten Niedergänge, denn wie es Töne gibt, die das menschliche Ohr nicht mehr hört, so gibt es auch Zeichensysteme, die nicht (mehr) dekodiert werden können und (plötzlich) auf nichts mehr verweisen als auf sich selbst und die eigene Schwerkraft.

30 Jeder Systemwechsel bringt solche Brüche hervor, in denen unlesbar wird, was eben noch verstanden wurde, wie wir es zuletzt und am radikalsten nach den politischen Infarkten des Ostens der 1990er-Jahre erlebten. Ein ganzer Kulturtext, eingewoben in das feine Netz der Andeutungen und Auslassungen, der politischen Querverweise und subkutanen Bezüge, der Metaphern und Metonymien, war fast über Nacht unkenntlich geworden. Das politische Rhizom des Untergrunds – es erlosch wie eine Pflanze, der das Wasser fehlt. Leer standen die Worte im Satz, leer blieben die Sätze auf einer Seite, leer war der Text, der eben noch voller Energie, voller Strahlkraft, voller Bedeutungen war. Nicht aber der Text war ein anderer geworden, sondern der Blick, der ihn suchte.

31 Wie sehr die Begabung des Lesens die Produktion eines Textes mitbestimmt, seine Tiefe und Qualität, haben wir herausgestellt. Das nun heißt auch, dass die Architektur des Textes, ihr subtiles Verweisungs- und Verzweigungssystem, mit den Abwertungen eines blinden Lesens zerfällt. Denn nicht nur, dass immer weniger – und eines Tages vielleicht gar nicht mehr – gelesen wird, ist zu beklagen, sondern ebenso, dass nur noch gelesen wird auf der Ebene kausaler Funktionen, was einem Nichtlesen gleichkommt. Literatur aber ist polyvalent, das macht sie besonders und so verschieden von anderen Texten. Sie auf eine einfache Botschaft hin zu lesen, auf eine Aussage, die eindeutig ist, zieht ihr genau das wieder ab, was ihr Verdienst war: über einen signifikativen Mehrwert zu verfügen und etwas zur Sprache zu bringen, was nur im Widerspruch, im Konflikt, im anwesend Abwesenden zu sich selbst kommt.

32 Die absurde Steigerungslogik des Kapitals mit ihren wilden Erregungsschüben und Effektausbrüchen hat die Kultur gleichermaßen erreicht. Sie ist durchökonomisiert wie eine Serienproduktion elektronischer Zahnbüsten und wird gemessen an dem, was sie monetär abwirft, nicht, was sie leistet. So wird auch die Literatur, wo sie ein Gegentext sein soll, ein Korrektiv der Diskurse, ein Ort der Reflexionen und Phantasien, zu einem Mitläufer gemacht, zu einer Ware unter anderen Waren in einem Wertesystem der reinen Quantität. Sie verliert sich, sie vergisst sich, sie passt sich an und wird stumm. Sie sucht die Quote, nicht die Qualität, den Käufer, nicht den Leser, der in derselben Weise ausstirbt, in der er nicht mehr gesucht und herausgefordert wird. Wer aber, um eine Masse zu finden und gut verkäuflich zu sein, den herrschenden Geschmack adaptiert, betreibt ein Gewerbe, nicht aber Kunst. Sein Partner ist dann auch nicht mehr der Betrachter, Hörer oder Leser, sondern der Konsument.

33 Der Konsument ist es gewohnt, alles und sofort zu erhalten, maßgeschneidert nach einem Bedürfnis, das ein Algorithmus ihm vorausberechnet hat. Er kommt nicht von seinem Begehren zum Ding, sondern das Ding erzeugt sein Begehren. Er hat auch keine Lust mehr darauf (und keine Fähigkeit mehr dazu), ein Geschenk noch lange und kompliziert aus seiner Verpackung zu holen – obwohl gerade das, dieser schöne Widerstand der Dinge, die ihr Geheimnis verbergen, das langsam und klug erobert werden will, schon das Geschenk im eigentlichen Sinne ist. Er erwartet, wie er es von seinen Onlineportalen her kennt, einen direkten Zugang zu einem Genießen, das kein Vorspiel, keinen Umweg, keinen Flirt mit den Augen, kurz, keine zeitlichen Verluste mehr hat. Dieses Genießen aber ist nur ein Verbrennen, ein kurzer Affekt, ohne Tiefe und Nachhaltigkeit, ohne Intensität.

34 Der Kulturphilosoph Jurij M. Lotman spricht hier von einem Basalparadigma, auf das alles heruntergekürzt wird, was sich einer schnellen Verwertbarkeit

entzieht, so wie auch das Wasser dem Weg des geringsten Widerstands folgt. Allerdings schließt er daraus, dass die Literatur eben deshalb komplexsteigernd zu sein habe, um wenigstens einen Teil ihres innovativen Potenzials in den Kommunikationsfluss zu bringen, nicht aber, dass sie den ersten Impuls der Vereinfachung bedienen soll, um dann nichts anderes mehr als eine Bestätigung des Vorurteils zu sein.

35 So finden wir uns wieder in einer kulturellen Praxis, die herausstreicht und wegwirft, was nicht sofort klar auf der Hand und im Blick liegt. Sogar die Weltliteratur wird schon umgeschrieben in einfache Sprache, was ja nur heißen kann, sie zu vernichten. Was wäre ein Satz, sagen wir von Kleist oder Kafka, Joyce oder Beckett, noch wert, wenn man ihn um seine prosodische Form, seine Syntax brächte? Das Argument: Auch die einfachen Leute sollen es lesen und verstehen können; aber was sie dann lesen und verstehen, hat mit dem Text absolut nichts mehr zu tun, so dass es schließlich auf dasselbe hinausläuft, ob sie es oder ob sie es nicht gelesen haben.

36 Von der Forderung nach einer Steuererklärung, die so einfach sein soll, dass sie auf einen Bierdeckel passt, wussten wir schon. Aber der Slogan Bibel-auf-einem-Bierdeckel zum evangelischen Kirchentag 2016 war tatsächlich neu und nichts als erschreckend. Der Rundfunk sendet Nachrichten in einfacher Sprache, für die Analphabeten, die zwar lesen und schreiben können, aber dennoch nichts verstehen. Politik wird im Format einer Shortmessage gemacht, eine Entscheidung von Relevanz in Sekunden getwittert. Das Wort Intellektueller war lange nicht so despektierlich besetzt, obgleich man ohne ein Mindestmaß an Bildung und Wissen heute gar nichts mehr versteht, und die Bezeichnung schwieriger Text oder schwieriger Autor ist editorisch schon das reine Desaster, weil es Arbeit impliziert und das Vermögen, sich intensiv auf etwas einzulassen und mittun zu müssen, anstatt es nur stumpf zu konsumieren wie ein Fertigprodukt. Und übrigens, wo steht eigentlich, dass ein Text, ein Buch, einfach zu sein habe? Eine Operation am offenen Herzen ist auch nicht einfach, und niemand käme auf die Idee, sie von einem Pförtner durchführen zu lassen, wenn man ihm nur das richtige Fachbuch und die Instrumente dafür gibt. Alles das sind Metaphern einer kulturellen Regression – es sind die Dispositive eines technischen Fortschritts ohne Fortschritt im Denken.

37 Diese Tendenz einer Infantilisierung und Diskreditierung komplexer Systeme und Erscheinungen ist nicht nur eine Folge der elektronischen Medien, ihrer substantiellen Verflüssigung und Zerstreuungseffekte, die permanent leere Zeichen erzeugt und die Diskurse entleert, sondern sie hat ihren Grund auch in dem Bedürfnis nach einem überschaubaren und verständlichen Weltbild (freilich um den Preis seiner Komplexität und natürlichen Widersprüchlichkeit).

Bei Zygmunt Baumann finde ich dazu den interessanten Gedanken, dass die Erfolgsgeschichte des Internets mit einer Sehnsucht des dissoziierten Subjekts nach Beherrschbarkeit und Resonanz verbunden ist, wie sie die analoge Welt, die wirkliche Wirklichkeit, niemals bietet. Im Internet formatiere ich mir die Bilder und Narrative nach meiner Vorstellung von Wirklichkeit um, und bekomme sie dann, nach eigenem Bedürfnis und Zuschnitt, geliefert. Ich schaffe mir Räume der Zugehörigkeit und der gleichen Gesinnung, in denen der und das Andere keinen Platz mehr haben, mit einem Wort: Ich dupliziere das Eigene und verwerfe das Fremde. Die reale Welt aber ist stets kontingent und niemals beherrschbar, jedenfalls nicht in gleicher Weise wie das elektronische Netz, und in ihr geht das Subjekt, wie es sich im fiktionalen Raum erschafft, wieder verloren.

38 Aber auch das ist eine Illusion, die virtuelle Welt des Netzes für beherrschbarer zu halten als jene der analogen, physischen – sie wird nur sequenzierter wahrgenommen, nämlich am isolierten Gegenstand ihrer Selbstproduktion (Informationsdubletten, Resonanzverstärker, Echokammern), und das täuscht eine Beherrschbarkeit vor. Tatsächlich aber gibt es keine Grenzmarkierung, die zwischen virtueller und physischer Präsenz, zwischen irrealer und realer Realität gestellt sein könnte und die die eine von der anderen trennt. Wir leben in Parallelwirklichkeiten, die schon lange zu einer Emergenz geführt haben, zu einem dritten System, in dem sie verschmelzen wie Mensch und Maschine in naher, absehbarer Zukunft. Wie nun sollte eine dermaßen finale und alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens gleichermaßen betreffende Umgestaltung der Welt nicht auch dafür zuständig sein, dass sich die kulturelle Matrix verändert, die Kunst und die Literatur, das Schreiben und das Lesen – gleichviel, ob wir es als positiv oder negativ oder gar nicht empfinden?

39 Eines aber gilt über alle Verschiebungen und Verwerfungen hinweg: Was nicht in Sprache erscheint und symbolisiert werden kann, ist nicht vorhanden, und es verstärkt noch die Risse und leeren Felder der Kontingenz.

40 Diese Symptome eines geistigen und kulturellen Abbaus und einer Banalisierung der Dinge der Welt besagen nun nicht, dass es keine wunderbaren, tiefen und komplexen Bücher mehr gibt und nicht diese vielen großartigen Einrichtungen zur Förderung, Verbreitung und Pflege von Literatur – von den Verlagen über die Literaturhäuser bis zu den Buchmessen oder Lesefesten in fast jeder Region –, im Gegenteil: Vieles ist lauter, größer, erregter als jemals zuvor. Aber es ist immer auch etwas von leerer Bewegung dabei, von Lärm, der sich selbst für Musik hält und übertönt, dass es oft nicht mehr um Literatur im Sinne ihrer Sensibilität und Intimität, ihrer Besonderheit und Tiefe geht, sondern um Eventmanagement und die kommerziellen Effekte einer zerstreuten Unter-

haltungs- und Vergnügungsindustrie (so als fänden zwei sich im Grunde ihrer Substanzen ausschließende Ereignisse gleichzeitig statt: das der Inhalte, und jenes der ökonomischen Transformation dieser Inhalte, die sie zerstört).

41 Und es ist etwas von jener Legitimitätssicherung dabei, die auch der Ausgangspunkt für meine Überlegungen war, die um Tendenzen, nicht um vereinzelte Erscheinungen bemüht sind, und die mich zu diesem Punkt, der ein Nullpunkt ist, führten.

42 Aber die Dringlichkeit der Literatur, sie ist dringlicher denn je, und genau eben dort, wo sie verlorenzugehen beginnt und ersetzt wird mit Surrogaten.